

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 6

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

ROMAN VON GAREN

33. Fortsetzung

„Ungemein bemerkenswert“, sagt er wieder beifällig nickend. „Schade wirklich, dass Sie diesen Lussac nicht kennen. Sie würden sonst ebenso wenig wie wir daran zweifeln, dass die Vertauschung der Mappen kein blosses Versehen war. Wir kennen diesen Herrn nämlich sehr genau. Ein Original in seiner Art. Authentischer Baron übrigens, gute alte Offiziersfamilie. Hat auch immer noch ausgezeichnete Beziehungen. Man hat ihn hier z. B. manchmal mit dem Grafen Bogadyn gesehen. Der Graf hat Ihnen nie zufällig von dieser Bekanntschaft erzählt? Nein?“ Der Kommissar poliert nachdenklich die Armlehne seines Sessels. „Seltsames Zusammentreffen übrigens noch — gerade kurz nach Lussacs Verhaftung hat der Graf im „Hotel Mimosa“ nach ihm gefragt und dann, wenig später, diesen Motorbootausflug unternommen, von dem er noch immer nicht zurück ist — seit vorgestern.“ Herr Garibaldi macht besorgte Stirnfalten. „Sehr beunruhigend. Sieht stark nach einem — Unglücksfall aus. Ja, apropos — Sie haben auch keinerlei Nachricht von Ihrem Geschäftsfreund?“

„Kein Wort“, versichert ten Leert mit grosser Entschiedenheit — „kein Wort. Ich hoffe nur immer noch, dass es sich bloss um eine kleine Eskapade handelt —“

„Ja, ja, vielleicht eine Eskapade“, stimmt Herr Garibaldi mit beinahe allzu verständnisvollem Lächeln bei, um sich dann bald darauf unter liebenswürdigen Entschuldigungen wegen der langen Störung zu verabschieden.

Als der Holländer wieder allein ist, atmet er erleichtert auf. Das ist noch gut gegangen. Wohlerzogene Leute, diese monegassischen Kriminalisten, wissen genau, was sie dem guten Ruf ihres Landes und ihren Gästen schuldig sind. Immerhin — wird ein schönes Stück Geld kosten. Die ganze Sache ist ihm jetzt ziemlich klar: Der Bogadyn wird so allmählich heruntergeschliddert sein. Erst ein Stück vom Gesellschafterkapital verspielt, natürlich immer in der Hoffnung, das Loch wieder zu stopfen. Spieler und Defraudanten sind Optimisten. Dann, bei meinem Kommen im Januar, fällt ihm in der Eile nichts ein, als der grobe Trick mit Raffals Quittungen und dem mitsamt allen Kassenbüchern verschwundenen Buchhalter. Und als Raffal mit seinen Belegen anrücken will, tritt der „zufällige Bekannte“ Lussac in Aktion. Der besorgt die gröbere Arbeit, zaubert mit Aktentaschen, arrangiert den Einbruch in der „Alten Mühle“ und schliesslich, vielleicht etwas übereifrig, einen regelrechten Überfall. Natürlich nicht auf Ariel Caliga, sondern auf Raffal — wie es der Verteidiger ja auch gleich den Presseleuten gesagt hat. Bogadyn ist entsetzt über die Verwechslung, will seinen Handlanger sofort zur Rede stellen, erfährt dessen Verhaftung, die er irrtümlich, aber mit gutem Grund, auf das Attentat zurückführt, glaubt alles verloren — und gibt die Partie auf.

Man kann nur hoffen, dass er auch wirklich Schluss gemacht hat. Wenn er bloss geflohen sein sollte und womöglich verhaftet wird — unausdenkbar. Dieser lebenswürdige Herr Garibaldi überlegt womöglich schon im stillen, ob ich nicht selber auch ein bisschen mitgespielt habe.

Ten Leert versinkt in peinliches Nachgrübeln. Aber dann fällt ihm plötzlich wieder Ariel ein. Ob man sie wohl besuchen kann? Gleich telefonieren.

Der Chefarzt des Hospitals, den er schliesslich an den Apparat bekommt, wehrt energisch ab. Ganz ausgeschlossen! Madame Caliga ist jetzt zwar bei Bewusstsein, aber der Zustand noch immer sehr ernst — absolute Ruhe erforderlich. Noch für Wochen an keinen Besuch zu denken.

Schweren Herzens begnügt sich der Holländer damit, wenigstens gleich in den nächsten Blumenladen zu gehen und ein riesiges Orchideenarrangement ins Krankenhaus schicken zu lassen.

Als er von dieser Besorgung wieder ins Hotel zurückkommt, stürzt ihm in der Halle der elegante Herr von der Direktion sehr aufgeregt entgegen und ten Leert weiss sofort, was ihm der andere sagen will. Ja — das Motorboot „Nirvana“ ist auf der Höhe von Villefranche treibend gesichtet, der Körper des Grafen selbst am Cap Ferrat angespült worden.

„Gott sei Dank!“ stösst ten Leert unwillkürlich erleichtert hervor. Er sagt es auf holländisch. Aber der Empfangschef hat doch den Eindruck, missverstanden worden zu sein. „Der Herr Graf ist tot!“ wiederholt er, diesmal zur Sicherheit auf englisch. Und da hat sich ten Leert auch schon so weit gefasst, dass er entsprechend bestürzt sein kann. „Also doch wenigstens ein anständiger Abgang“, denkt er, halb versöhnt und ist jetzt fester denn je entschlossen, Bogadyns „guten alten Namen“ zu retten — „selbst mit einigen materiellen Opfern.“

25.

Der arme ten Leert hat arbeitsreiche Tage. Wenn es sich allein um die diplomatischen Besprechungen mit der monegassischen Polizeibehörde handelte, für die wirklich Diskretion Ehrensache ist! Aber ehe man mit diesem Raffal ins Reine kommt! —

Zu einer persönlichen Unterredung hat er sich auch durch einen ehrlich zerknirschten Entschuldigungsbrief seines reumütigen Geldgebers nicht bewegen lassen, was zwar peinlich, doch andererseits wieder vielleicht ganz gut ist. Denn mit seinem Anwalt, diesem bedenklich gescheiten aber trotzdem offenbar anständigen Maître Blanchard, lässt sich immer noch leichter reden.

Selbstverständlich ist die Klage sofort zurückgezogen und dafür gesorgt worden, dass in der ganzen Presse ausführlich aufklärende Artikel erschienen sind. Nach dieser neuen Darstellung hat sich Raffals Verhaftung als ein bedauerliches Missverständnis herausgestellt, verschuldet durch die Machenschaften eines betrügerischen und übrigens immer noch flüchtigen Buchhalters, der das blinde Vertrauen des vom Konsortium als Geschäftsführer bestimmten und inzwischen so tragisch verunglückten Grafen Bogadyn aufs schmachlichste missbraucht hat. Ganz besonderes Gewicht hat ten Leert darauf gelegt, in zahllosen Interviews immer wieder nicht nur die schmeichelhaftesten Ehrenerkklärungen für Raffal abzugeben, sondern vor allem auch zu betonen, dass die ausserordentlich vielversprechenden Versuche in dem Laboratorium der „Alten Mühle“ alsbald wieder aufgenommen würden und dass mit einer praktischen kommerziellen Auswertung des weltbewegenden Raffalschen Verfahrens binnen kurzem zu rechnen sei.

Diese Versicherungen klingen um so überzeugender, je weniger sie den eigentlichen Absichten des Holländers entsprechen, der im Innern längst zu einem ganz entgegengesetzten Entschluss gelangt ist. Denn auch abgesehen davon, dass Raffal hartnäckig jede weitere Zusammenarbeit mit diesem Unglückskonsortium verweigert, beurteilt ten Leert selber jetzt gerade den praktisch-kommerziellen Wert der Erfindung mehr als skeptisch. Dieser ganze Skandal mit der Verhaftung hat natürlich das Interesse der Öffentlichkeit viel zu nachdrücklich alarmiert, als dass man die Raffalsche Methode noch, wie ursprünglich beabsichtigt, ohne alles Aufsehen als Geheimverfahren in den erschöpften südafrikanischen Goldminen verwerten könnte.

Vorsicht, Lawinen!

Alltäglich steigen nun Hunderte von Skifahrern auf unsere Berge, um sich an der herrlichen Natur und am gesunden Skisport zu erfreuen. Viele lassen sich durch Skilift und Funi in die Höhe ziehen, andere aber ziehen die stillern Gebiete vor und legen selbst eine Spur auf einen Gipfel. Und für diese gilt vor allem die Mahnung «Vorsicht, Lawine!»

Wenn auch in den letzten Jahren die Lawinenunfälle im Verhältnis zur Zahl der gefährdeten Personen nicht beängstigend war, so könnte es doch einmal Schneeverhältnisse geben, dass Lawinen in ungewohnter Zahl zu Tale fahren würden. Man bedenke, dass 1916 allein an einem Tag 10 000 Offiziere und Soldaten im Tirol den Lawinentod fanden und dass in früherer Zeit eine ganze Abteilung Berner Truppen, die etwas «laut» über den Gotthard heimwärts zog, eine Lawine auslöste, und gar mancher «Hansli» darunter blieb.

Es ist daher Pflicht eines jeden Skifahrers, dass er selbst dazu beiträgt, das Entstehen von Lawinen zu verhüten, indem er die sonseitigen Hänge meidet und die Spur möglichst hoch am Hang anlegt. Hat sich diese obere neuere Schneeschicht mit der untern nicht fest verbunden, so ist die Gefahr von Schneebrettlawinen besonders gross. Der Skifahrer muss sich vergegenwärtigen, dass, wenn er bei solchem Schnee quer über einen Hang geht, seine Skispur diese obere Schneeschicht oft bis zur untern Schicht anritzt. Die Wirkung ist dann diese, dass die ganze obere Schneeschicht hangaufwärts ihres Fundaments beraubt wird, sie hängt nun gleichsam frei an der Halde, bis sie, oft weit oben, reisst. Wenn sich der Skifahrer dies bildlich vorstellt, wie die Schneemassen des ganzen Hangs über ihm, diese gewaltige Last, bei so angelegter Spur durch ihn selbst verursacht, ins Rutschen kommen kann, so wird er, sofern der Steilhang nicht zu umgehen ist, einsehen, dass bei hoch am Hang angelegter Spur die Lawinengefahr geringer ist. Es empfiehlt sich, an solchen Stellen Abstand zu halten, die Zehenriemen der Skibindung zu lösen und die Stöcke ausgeschleift zu halten.

Bedroht eine bereits im Gleiten befindliche Lawine den Skifahrer, so trachte er mit allen Mitteln, sich aus deren Bahn zu entfernen. Ist dies nicht mehr möglich, so löse er sofort die Ski und halte sich nach Möglichkeit irgendwo, Kopf gegen das Tal gewendet, und lasse die Schneemassen vorbeigleiten. Wird er jedoch mitgerissen, so versuche er, auf dem Rücken liegend, mit den Schneemassen abwärts zu gleiten, beständig mit Armen und Beinen Schwimmbewegungen machend, wobei die Beine möglichst auch in der obern Schneeschicht bleiben sollten, da sie sonst in der untern langsamer fließenden Schicht zurückbleiben und den obern Körper nachziehen.

Lawinen, die sich hoch am Berg oben lösen, wirbeln oft viel Schnee auf und fallen in breiten, wolkenartigen Massen zu Tal. Diese Lawinenart ist besonders gefährlich, erzeugen doch die herabfallenden Schneemassen einen Luftdruck, der den Skifahrer hin- und herwerfen kann. Jede Sekunde muss ausgenützt werden, sofort Skis entfernen, die sonst wie Blei den Körper unter den Schnee ziehen, dann Halstuch oder was gerade da ist, über Mund und Nase binden, da man sonst im Schneestaub erstickt, talwärts schauen und bei Eintreffen der Luftwelle Mund und Nase mit der Hand fest zudrücken! Personen, die diese Weisungen nicht befolgen und der Staublawine untätig entgegensehen, werden meist durch den in die Lungen blähenden Luftdruck getötet, noch bevor sie die Lawine erreicht. Selbst Tiere schützen sich, indem sie den Kopf in den Schnee stecken. Alle diese Vorsichtsmassnahmen sollten auch von Personen getroffen werden, die sich nicht in der Bahn der Lawine glauben, aber, wie aus den Abbildungen ersichtlich ist, breitet sich Schneestaub und Luftdruck oft weit über das erwartete Mass aus.

Abschliessend sei wiederholt, dass der Skifahrer meist selbst die Lawine hervorruft und nur selten von Zufallslawinen bedroht wird. Es steht daher in seiner Macht, durch Vernunft und richtiges Handeln sich weitgehend vor ihnen zu schützen.

M. Feurich

Staublawine am Albristhorn

(Berner Oberland)

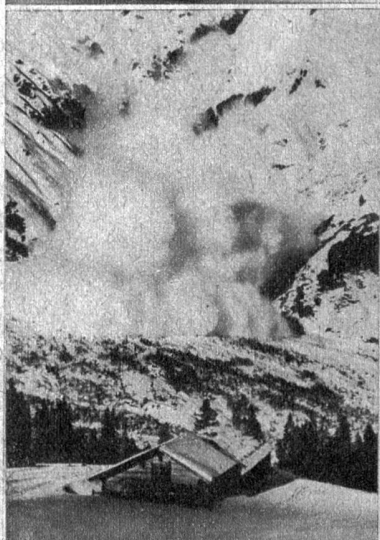
2. Jan. 1946
12 Uhr



1 Links oben an den Steilhängen hat sich ein Schneebrett in breiter Front gelöst, rutscht den Hang hinunter, staut sich, schiebt sich übereinander und bricht, dann viel Schnee aufwirbelnd, in grosse Brocken auseinander. Diese Masse stürzt über eine Fluh in den Taleinschnitt und scheint sich dort zu beruhigen. Unterdessen stürzt eine zweite Schneewoge über die Fluh



2 Der Taleinschnitt ist nun vollkommen ausgefüllt, doch durch den gewaltigen Luftdruck, den die zweite Schneewoge ausübt, wird der im Graben angestaute Schnee plötzlich explosionsartig weit in den Raum hinaus geschleudert, um sich hernach...



3 ...einer unheimlichen Wolke gleich, auf der Talsohle auszubreiten

die er seinerzeit, gleich nach dem Abschluss mit Raffal, für ein Butterbrot zusammengekauft hat. Jetzt erscheinen, angeregt durch die „Goldmacheraffäre“, bereits ernsthafte, wenn auch rein theoretische Diskussionen über die voraussichtlich katastrophalen Folgen einer eventuellen plötzlichen Überproduktion an Gold, die, wie man fast übereinstimmend ausführt, im Interesse der Weltwirtschaft unbedingt, selbst mit gesetzgeberischen Mitteln verhindert werden müsste. Natürlich, das wäre keine Sache von heute auf morgen. Aber immerhin ist unter so veränderten Umständen an eine stille private Ausnutzung der Erfindung, selbst auch nur für ein paar Jahre, nicht mehr zu denken. Ten Leert hätte demnach jetzt gerade das dringendste Interesse daran, dass Raffals Erfindung praktisch überhaupt nicht verwertbar wäre. Aber daran ist leider nicht zu zweifeln. Es bleibt also nur

übrig, den unbequemen Erfinder mit viel Geld und guten Worten zu einer endgültigen Aufgabe seiner Versuche zu bewegen.

Leider ist das nicht so einfach. Denn unglücklicherweise ist dieser Raffal kein vernünftiger Geschäftsmann, der möglichst viel verdienen will, sondern ein geradezu gefährlicher Idealist, der mit seinem blinden wissenschaftlichen Ehrgeiz und seinen vagen Weltbeglückungsideen das ganze wieso schon wacklige Gebäude der internationalen Finanzwirtschaft in die Luft zu sprengen droht.

Ten Leert besitzt immerhin genug Anstandsgefühl und Gerechtigkeitssinn, um sich zu sagen, dass er Raffal gegenüber allerlei gutzumachen hat und dass man den Mann nicht um seine Erfindung prellen darf, selbst wenn man es könnte, was noch sehr zweifelhaft bleibt. Er ist zu erheb-

lichen materiellen Opfern entschlossen, um so mehr als er schon ziemlich überzeugt ist, sie durchaus schmerzlos bringen zu können. Seine optimistischen Presseerklärungen dienen nämlich dem sehr praktischen Zweck, die Kurse der von ihm aufgekauften Minen erheblich steigen zu lassen; und da er zugleich die nach Raffals Verhaftung abgebrochenen Verhandlungen über die Ankäufe weiterer erschöpfter Gruben jetzt ostentativ, wenn auch ohne ernsthaftes Absichten, wieder aufnimmt, so ist zu hoffen, dass er einen an sich für ihn wertlos gewordenen Besitz, der eigentlich schon so gut wie abgeschrieben war, mit glänzendem Gewinn wieder loswerden kann. Er hat sogar durchaus nichts dagegen, wenn man in gewissen Fachkreisen sich zuflüstert, dass Raffals Verhaftung überhaupt nur ein unglaublich gerissener Trick gewesen wäre, lediglich dazu bestimmt, den billigen Aufkauf weiterer Gruben zu erleichtern.

Raffal soll gewiss seinen reichlichen Anteil an dieser genialen und einträglichen Finanzoperation haben, wenn er sich nur um Gotteswillen entschliesst, seine verdammte Goldmacherei endgültig aufzugeben.

Auch Maître Blanchard, der Welt und Menschen soviel besser kennt als Raffal, ist längst zu der Einsicht gelangt, dass sich gegen ten Leerts Auffassung der Sachlage im Grunde wenig einwenden lässt. Die beiden Herren haben ziemlich offen über die ganze Angelegenheit gesprochen, deren inoffizielle Hintergründe Blanchard sowieso ziemlich durchschaut. Er ist überzeugt, dass man mit diesem dicken Holländer zu einer loyalen Einigung gelangen kann, wenn sich auch bei Besprechung der finanziellen Regelung gewisse kleine Schwierigkeiten dadurch ergeben, dass der französische Anwalt hartnäckig in holländischen Gulden und ten Leert immer lieber in französischen Francs rechnet, denn es klingt natürlich ganz anders, ob man etwa von 8½ Millionen Franken, oder von schlichten 500 000 Gulden spricht, obwohl die Summe die gleiche bleibt.

Blanchard wacht mit unermüdlicher Energie und Umsicht über den Interessen seines Klienten, oder besser gesagt, seines Freundes. Denn seit jener schrecklichen Nacht, da sie zusammen Ariel Caligas leblosen Körper mit unendlicher Vorsicht aus dem Wagen gehoben und in das Krankenhaus getragen haben — seit jener Nacht besteht zwischen den beiden Männern ein tiefes Gefühl der Zusammengehörigkeit und des unerschütterlichen Vertrauens.

Und das ist gut so, denn Raffal, durch die letzten schlimmen Erfahrungen in seinem krankhaften Misstrauen doppelt bestärkt, würde gewiss jeden anderen Anwalt, der ihm zu einem Vergleich mit ten Leert riete, sofort für einen käuflichen Schurken halten.

Aber an Blanchards Unbestechlichkeit hat er nie eine Sekunde gezweifelt und hört daher wenigstens aufmerksam zu, wenn der ihm in stundenlangen Gesprächen eine vernünftige, sachlich-juristische Beurteilung des ganzen Falles beizubringen versucht. Es ist erstaunlich, wieviel er sich von dem so viel jüngeren Freunde lassen lässt. Einmal, als Raffal immer wieder nur mit höhnischem Spott von dem „lügenden Holländer“ redet, wie er ten Leert zu nennen liebt, verliert Blanchard plötzlich die Geduld.

„Dass Ihr verdammter Argwohn ausgerechnet immer falsch funktioniert“, bricht er wütend aus. „Als ob Ihnen die Erfahrung mit Ariel Caliga nicht genügen könnte! Soll sich ten Leert auch erst Ihretwegen halb totschiessen lassen, ehe Sie begreifen, dass der Mann bei aller Geschäftsbegabung ein durchaus anständiger Kerl ist? Aber den Bogadyn, den haben Sie natürlich für einen perfekten Gentleman gehalten, dem man unbedenklich, bloss so unter Kavalieren, beliebige Quittungen unterschreiben kann.“

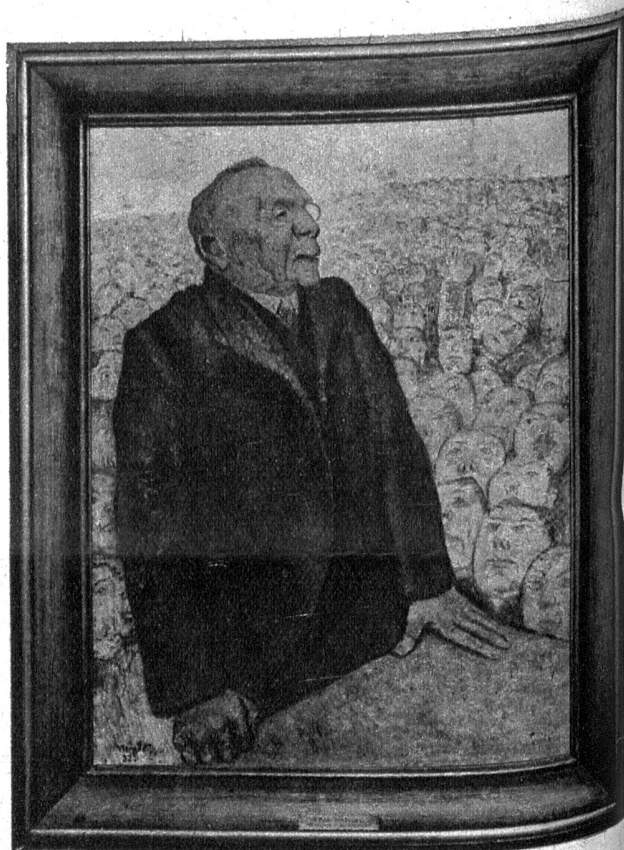
Im nächsten Augenblick bereut Blanchard seine Heftigkeit. Denn Raffal ist mit einem Mal sehr bleich geworden. Er denkt an die endlose halbe Stunde im Krankenhaus, als sie nach Ariels Einlieferung auf das Ergebnis der ärztlichen Untersuchung gewartet haben. Er hört wieder die hastigen, kurz-abgerissenen Sätze, mit denen der Freund ihm damals fast schonungslos die ganze Wahrheit über Ariel gesagt hat.

Ein paar Minuten bleibt es sehr still im Zimmer. Schliesslich sagt Blanchard mit etwas beengter Stimme: „Ich bin ein verdammter Esel, aber ich wollte Ihnen wirklich nicht wehtun. Verzeihen Sie.“

Raffal schüttelt den Kopf. „Nein, nein“, sagt er, ein bisschen angestrengt lächelnd. „Sie haben wohl recht. Der Esel bin eher ich — Sie wissen schon, der König Midas mit den Eselsohren!“

Und dann beginnen sie rasch, ganz sachlich noch einmal die Rechtslage zu erörtern.

„Sie müssen bedenken“, sagt Blanchard in geschäftlichem Ton, „dass Ihr Vertrag mit dem Konsortium trotz allem seine Gültigkeit behält. Sie wollen mit ten Leert nicht weiterarbeiten. Aber Sie können auch keinen andern Geldgeber finden, denn ten Leert hat das Vorkaufsrecht.“



Im übrigen bleiben Sie persönlich haftbar für den bisher zur Verfügung gestellten Kredit. Die von Bogadyn unterschlagenen zirka 100 000 Francs spielen keine Rolle, denn was an unbezahlten Rechnungen noch aussteht, ist ungefähr schon ebensoviel! Und ausserdem — das Kapitel Bogadyn-Lussac lassen wir besser aus dem Spiel, besonders die Sache mit dem Einbruch. Die Kassette mit Ihren Papieren hat sich ja merkwürdigerweise sowieso wieder gefunden.“

Unwillkürlich müssen beide lächeln im Gedanken an André Sardas und Tinos Heldentat. Dann fährt der Anwalt unerschüttert fort:

„Falls Sie umgekehrt Ihrerseits auf dem Vertrag bestehen wollten — Sie brauchen noch einen ganzen Haufen Geld, bis das Verfahren für die Auswertung in grösserem Massstab erprobt ist und das Konsortium ist keineswegs verpflichtet, den Kredit über die ursprüngliche Summe hinaus zu erhöhen. Endlos prozessieren — selbst wenn wir im Recht wären — das kostet ein Vermögen, das wir nicht haben. Ten Leert kann es aushalten. Aber er ist ein vernünftiger Mensch. Er hat sich bereit erklärt, den ganzen Kredit des Konsortiums und sämtliche noch stehenden Unkosten zu übernehmen und Ihnen eine Entschädigung von 500 000 Gulden zu zahlen. Das sind achteinhalb Millionen Francs.“

(Fortsetzung folgt)